# Familienblätter

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

**Nr. 35.** **Posen, den 27. August.** **1893.**


# Der Roman eines armen jungen Schauspielers.

Wahrheit und Dichtung von Heinrich Grans.

(Fortsetzung.)



Nach Maßgabe seiner bescheidenen Mittel wanderte Döring zu Fuß in der Hoffnung, unterwegs auf der vielbefahrenen Landstraße dann und wann eine Fahrgelegenheit anzutreffen, die ihn wieder über einige Meilen hinweg trug. Das beste Mittel, sich über eine trübe Gegenwart hinweg zu täuschen und zu trösten, bleibt immer, Luftschlösser zu bauen, und das verstand der junge Künstler, dem, je weiter er sich von Bromberg entfernte, auch eine um so größere Zuversicht und Herzensfreudigkeit in die Seele zog. Wohl mancher Wanderer, der seinen Weg kreuzte, mochte glauben, einem Verrückten zu begegnen, wenn er hörte, wie der blasse, junge Mann Organstudien machte, aus seinen Rollen einzelne Reden zitirte und dabei mit den Händen durch die Luft fuhr oder sich in irgend einer plastischen Attitude an einen Meilenstein lehnte.

So war er auf seiner Wanderschaft am dritten Tage gegen Abend bis nach Mogilno, einem wenige Meilen von Gnesen entfernten Flecken gekommen, wo ihn die Müdigkeit zwang, in einem an der Landstraße gelegenen Wirthshause eine längere Rast zu halten. Im Begriff einzutreten, erblickte er einen hinter einem Frachtfuhrwerk befestigten, mit Betten und Bündeln bepackten Kinderwagen, in dem ein hübscher Knabe, dessen Gesicht von einer glühenden Röthe bedeckt war, zu schlafen schien. Als Döring näher trat, erkannte er entsetzt das Kind des Souffleurs und konnte sich das Uebrige leicht selbst erklären. Wie er wußte, war auch Ziegler von der Direktion entlassen worden und befand sich auf dem Wege nach Posen, wo er ein neues Engagement zu finden hoffte. Der Kleine schien im Fieber zu liegen, denn, ohne daß er die Augen öffnete, drangen fortwährend durch die bewegten trockenen Lippen wirre, unverständliche Worte. Als sich Döring nach dem Vater umsah, fand er denselben drinnen am Schanktisch, die Schnapsflasche vor sich, vollkommen unzurechnungsfähig. Er erkannte den jungen Kollegen, als dieser ihn anredete, nicht und sank, wie ein Todter, auf das Strohlager nieder, welches man für ihn hergerichtet hatte. — O, wie entsetzlich! Nie hatte Döring die Misère des Standes, dem er mit glühender Liebe angehörte, dem er Heimath und Familie geopfert, so tief, so schmerzlich empfunden, als hier und jetzt. Da draußen auf offener, kalter Lanstraße, krank und verlassen, das arme Kind, und hier, im bestialischen Zustande der Vater! Wie man wußte, genügte gewöhnlich ein bittendes Wort des Kleinen, um Ziegler von dem gefährlichen Lethetrank abzuschrecken; als dies Wort aber durch die Krankheit des Kindes unausgesprochen blieb, konnte er der Versuchung nicht widerstehen; der Reiz des langentbehrten Zaubertrankes war stärker als die Liebe zu seinem Knaben, er unterlag ihm.

Mit Hilfe der Wirthin wurde der Kinderwagen in die Stube gefahren, der kleine Franz entkleidet auf einem alten Sopha bequem gebettet. Dann legte ihm die gute Frau kühlende Umschläge auf die fieberheiße Stirn und gab ihm einen selbstbereiteten Trank. Wie alle Polinnen verstand sie sich auf kleine, probate Hausmittelchen, aber in diesem Falle blieben sie leider wirkungslos. Döring hatte sich sein Lager neben dem des Kindes bereiten lassen und erklärte, die Nacht über bei dem Patienten wachen zu wollen.

„Es war die schrecklichste Nacht seines Lebens!“ wie er sich am Morgen äußerte, die noch unvergessen in ihm lebte, als er längst schon im reifen Mannesalter stand und berühmt und gefeiert war. Das Fieber des Kindes steigerte sich bis zum Delirium, in welchem es Döring für den Vater hielt, die Aermchen fest um seinen Hals schlang und, wenn dieser sich losmachen oder nur aufrichten wollte, angstvoll flehend rief: „O, Väterchen, liebes Väterchen, geh nicht von mir, Du willst wieder trinken, aber ich lasse dich nicht fort! Bleib! bleib!“

Mit größter Mühe und dem wiederholten Versprechen, nicht fortgehen zu wollen, gelang es ihm endlich, den Kleinen zu beruhigen; er schien einzuschlafen.

In der schrecklichen Stille der Nacht, die nur von einer Unschlittkerze ein schwaches Licht empfing, hörte man von Zeit zu Zeit Ziegler auf seinem raschelnden Strohlager sich hin- und herwerfen und dazu mit schwerer stammelnder Zunge Gassenhauer singen. Jede Erinnerung an sein Kind hatte der Fusel weggeschemmt.

Als endlich zögernd der Tag anbrach, beleuchtete er eine rührende Gruppe. Döring hatte den schlafenden Kleinen, sorglich eingehüllt, auf seinem Schooße liegen und war endlich vor Ermüdung selbst eingeschlafen, während die Händchen des Kindes seine Hände fest umklammert hielten, als wollten sie ihn nicht lassen. Plötzlich aber durchfröstelte es Döring, er erwachte und fühlte, daß die Händchen des Kindes, wie das wachsbleiche Gesicht, eiskalt waren, — es war todt! — — — —

Es ist unmöglich, die Szene zu schildern, die sich nun entwickelte, als am frühen Morgen die Mägde erschienen, um das Zimmer zu fegen, und den Betrunkenen mit Lachen und rohen Worten zwangen, sich von seinem Strohlager zu erheben; wie dieser allmählich zum dämmernden Bewußtsein gelangte, sich langsam erhob und endlich in dem Augenblick, da

er das todte Kind erblickte, plötzlich ernüchtert, wie wahnsinnig an seinem Lager auf die Knie sank, das kleine Gesicht und die starren Händchen mit Küssen bedeckte, den Knaben mit den zärtlichsten Kosenamen rief, dann die gräßlichsten Flüche und Verwünschungen gegen sich selbst ausstieß und den Kopf gegen den Fußboden schlug, bis endlich eine förmliche Erstarrung eintrat, die ihn unempfindlich gegen Alles machte.

Döring konnte, so stark auch das Mitleid und Entsetzen war, das ihn erfüllte, nichts weiter thun. Er nahm von seinem spärlichen Zehrgeld einige Silberstücke und drückte sie in Zieglers Hand, der sie theilnahmslos empfing. Dann schied er, Thränen in den Augen, von dem kleinen todten Liebling, der jetzt wohlgeborgen war, und benutzte eine Fahrgelegenheit, die ihn nach der Stadt des heiligen Adalbert bringen sollte.

## V. Kapitel.

Das erste, was Döring bei seinem Eintritt in Gnesen in die Augen fiel, war ein Zettel am Stadtthor, auf dem er freudig die Ankündigung las:

Theater in Gnesen.
(Im Saale des Weißen Adlers.)

Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung wird heute zum ersten male aufgeführt:

Genoveva,
oder
Die unschuldig verstoßene Pfalzgräfin von Brabant.
Rührendes Ritterschauspiel in 3 Bildern.

Döring's Freude wurde zwar etwas herabgestimmt, als er sah, daß nur der Titel des Stückes und die Personen gedruckt waren, alles Uebrige aber in großer, ziemlich unorthographischer Schrift beigefügt war. Die Unterschrift lautete: Julie von Marowska, konzessionirte Theaterdirektorin.

Ganz besonders in die Augen fallend war die mit großen Lettern gedruckte Mittheilung: „Die im Stück vorkommende Hirschkuh ist von Herrn Hoftheatermaler Bachmann treu nach dem Leben angefertigt.“ Darunter stand als originelle Probe der Orthographie geschrieben: „Die Direktion wünscht ein Pianino zu miethen und ist bereit, dafür eine Kaution zu stehlen.“ Das Ganze war wenig vertrauenerweckend, ein Vorgeschmack von einer „Schmiere“ oder wohl gar von einem „Meerschweinchen“, und am liebsten würde Döring sofort weiter gereist sein, wenn nicht seine geringen Mittel ihm die Pflicht auferlegt hätten, wenigstens den Versuch zu machen, ein Unterkommen zu finden.

Der „Weiße Adler“ und die Direktionswohnung waren bald aufgefunden; die letztere lag in einem Hinterhause des Gasthofs, unmittelbar neben dem Theater. Auf sein Klopfen an der mit „Kanzlei“ bezeichneten Thür riefen mehrere Stimmen zugleich „Herein!“ und als Döring eintrat, erblickte er eine Dame, welche über die Jugend längst hinaus war, obwohl ihr Anzug diesen Thatsachen lebhaft zu widersprechen suchte. Denn er war an dem welken Halse tief ausgeschnitten, und Puder und Schminke bemühten sich, indiskrete Runzeln zu verbergen. Dabei zeigte ihre Haltung in „jedem Zoll“ die Direktorin. Seitwärts an einem Tische saß ein alter Herr und schrieb lebhaft — wahrscheinlich der Verfasser der unorthographischen Theaterzettel — während ihm gegenüber auf dem Sopha in malerischer Attitude, eine Cigarre rauchend, ein noch ziemlich junger und schöner Mann saß oder vielmehr lag.

Auf allen Gesichtern spiegelte sich freudige Erwartung, als die Direktorin auf Döring zutrat und ihn fragte: „Sie wünschen Billets zur heutigen Vorstellung?“ und ebenso grausam war der Rückschlag, als dieser verneinte und sich als durchreisenden, Engagement suchenden Schauspieler vorstellte.

Die beiden Herren sahen einander an und brachen in lautes Gelächter aus, in welches endlich auch die Direktorin mit einstimmte, während Döring verblüfft über den seltsamen Empfang dastand. Der schöne Herr auf dem Sopha verließ sein Lager, trat auf ihn zu und bat dieser Lustigkeit wegen um Entschuldigung. „Sie galt durchaus nicht Ihnen, mein Herr, es war das Hohngelächter der Hölle. Sie werden das begreiflich finden,“ fuhr er mit leichtem polnischen Anklang fort, „wenn ich Ihnen sage, daß wir auf Theilung spielen. Die gestrige Einnahme betrug sieben Thaler zehn Groschen; davon gingen für Saalmiethe drei Thaler ab, und das Uebrige zerfiel in zwölf Theile, wovon die Direktion drei Theile und mein Kollege dort und ich je zwei Theile erhielten. Sie werden nach dieser Mittheilung unser Lachen darüber verstehen, daß durch Sie noch ein dreizehnter Theil beansprucht werden könnte, und noch dazu an einem Orte, den wir bereits ziemlich abgegrast haben.“

Nach dieser Erklärung begann das Lachen aufs neue und Döring mußte, wenn auch widerwillig, mit einstimmen. Gemeinsame Heiterkeit ist aber bekanntlich ein Mittel, das die Theilnehmer daran einander näher bringt. So war es auch hier.

Der arme Döring, der von der ermüdenden Fahrt, mehr aber noch von der schrecklichen Nacht, die er durchlebt hatte, sehr angegriffen war, konnte sich nur mühsam aufrecht halten. Die Direktorin bemerkte es und lud ihn gutherzig ein, ihr bescheidenes Mittagsmahl mit ihnen zu theilen, Abends der Vorstellung von „Genoveva“ beizuwohnen, im Gasthof zu übernachten und dann am nächsten Morgen die Reise nach Posen fortzusetzen. Auch die beiden Herren, von denen der ältere der Regisseur und Geschäftsführer, der jüngere der erste Liebhaber der Truppe und speziell der Frau Direktorin war, unterstützten die Einladung so ungezwungen und herzlich, daß Döring sie gerührt annahm. Bei Tische erzählte er seine Schicksale, daß er von der Hurray'schen Theatergesellschaft aus Bromberg komme und daß diese zum größten Theil aufgelöst sei. Hierdurch stieg er sofort in der Achtung seiner Zuhörer, denn Bromberg galt ihnen als ein vorzüglicher Theaterort und die genannte Gesellschaft für die beste in Ost- und Westpreußen und Posen. Nach Beendigung des frugalen Mahles hatten die beiden Herren mit der Direktorin eine leise geführte Unterredung, nach welcher der Regisseur Döring das überraschende Anerbieten machte, im Gnesener Theater an drei Abenden als „Gast“ aufzutreten. —

„Sehen Sie, mein Bester, es ist vielleicht möglich, daß Sie ein brillantes Geschäft machen,“ fuhr der Regisseur in seiner Rede fort, „denn Sie würden den Reiz der Neuheit für sich haben, da hier lange kein Gastspiel stattgefunden hat, und auf alles Neue beißt das dumme Volk hier an.“

Döring war ganz entzückt von diesem Vorschlag, und wenn er trotzdem zögerte, ihn anzunehmen, so entsprang das nur dem Bedenken, welches Honorar ihm bei so vielen Antheilen wohl zufallen würde.

Der Regisseur errieth den Grund seines Schweigens, denn er fügte hinzu: „Wir bieten Ihnen für jeden Abend ein Viertel der Bruttoeinnahme, nach Abzug von 5 Thalern Kosten.“ Mit Freuden unterzeichnete Döring den Kontrakt, und ehe eine Stunde verging, waren die Rollen, in denen er auftreten sollte, bestimmt und er selbst mit seinem geringen Gepäck in einem kleinen Zimmer des Hotels glücklich und hoffnungsfreudig untergebracht.

Als er am Abend das Theater besuchte, erhielt er zum ersten Male einen Begriff von dem, was man im Schauspiel-Ideum mit „Meerschweinchen“ bezeichnet, d. h. von der untersten Gattung der dramatischen Kunst, wenn diese Bezeichnung hier überhaupt noch am Platze war.

In einem mäßig großen, durch Oellampen und Talglichtbeleuchtung in mystische Dämmerung gehüllten Raume saßen auf primitiven Holzbänken etwa vierzig Personen, meist Frauen und Kinder, und harrten erwartungsvoll, zum Theil mit dem Strickstrumpf in der Hand, auf den Beginn der Vorstellung, der sich über Gebühr verzögerte; denn es war fast eine Stunde über die angesetzte Zeit verstrichen. Wie Döring am andern Morgen erfuhr, hatten mehrere Darsteller Front gegen die Direktion und Genossen gemacht, weil diese ihnen seit zwei Abenden ihren Antheil an den Einnahmen vorenthielten, und erklärt, nicht eher spielen zu wollen, bis ihre Forderungen beglichen seien. Das Publikum konnte ziemlich deutlich vernehmen, wie heftig sich hinter dem Vorhang und den Kulissen diese Palastrevolution gegen die Direktion entlud, wobei das zeitweilige Aufstampfen mit einem Stuhl oder das Schlagen

mit der Faust auf eine Tischplatte wie ferne Kanonenschläge dazwischen erklangen.

Endlich trat Ruhe ein; die Unterhandlungen schienen begonnen zu haben, und bald ließ ein vom Publikum mit einem freudigen „Ah!“ begrüßtes Klingelzeichen darauf schließen, daß sie ein befriedigendes Resultat erzielt hatten.

Dem verehrten Leser dürfte die Legende der „Genoveva“ wohl hinlänglich bekannt sein; ich beschränke mich also auf eine flüchtige Detaillirung der Darstellung. Zunächst litt diese unter der vorausgegangenen Revolution, denn jeder der Auftretenden trug noch die Spuren derselben in seinen erregten Mienen und in den wüthenden Blicken zur Schau, die man sich gegenseitig zuwarf, wenn sie auch mit der Rolle durchaus nicht im Einklang standen. Die Direktorin gab die Genoveva. Sie mochte in ihrer Blüthezeit, die allerdings einer längst vergangenen Zeit angehörte, eine gute Schauspielerin gewesen sein; noch immer zeigten sich Nachklänge davon, und sie würde sogar auf einer ersten Bühne als komische Alte gewiß ihren Platz ehrenvoll ausgefüllt haben, wenn ihre Eitelkeit das zugegeben hätte. Um dieser fröhnen zu können, wurde sie Theaterdirektorin und opferte dabei ihr kleines Vermögen.

Die Rolle der Genoveva erfordert vor allen Dingen Jugend und Schönheit; beide Attribute sind für sie nothwendig, denn sie sind die Ursache ihrer späteren Leiden. Um nun dieses Deficit zu decken, hatte die Direktorin Alles angelegt, was verschönernd und — verhüllend wirken konnte; sie hatte sich mit Theaterschmuck und Federn derartig beladen, daß sie einem aufgeputzten Schlittenpferde nicht unähnlich sah. Hatte sie hierin anfangs zu viel gethan, so machte sie diesen Fehler später wieder gut, indem sie in der Wildniß vollständig unbekleidet erschien, d. h. nur in fleischfarbene Tricots gepreßt, um die Hüften einen grünen Schurz, auf dem Kopf einen buschigen Eichenkranz. Hätte sie noch einen Vollbart und eine Keule gehabt, so würde sie an die wilden Männer erinnert haben, welche das preußische Wappen flankiren.

Auf das Publikum wirkte ihr Erscheinen nicht in der beabsichtigten, mitleiderregenden Weise, sondern vielmehr ungemein erheiternd, und hie und da beobachtete Döring, wie man sich Bemerkungen zuflüsterte, welche offenbar recht muthwilliger Natur waren. Die Heiterkeit steigerte sich noch, als Genovevas Sohn, der kleine „Schmerzensreich“, gleichfalls in Tricots auf die Bühne trippelte und erreichte den höchsten Grad, als endlich, gleichsam als Schlußeffekt, die verfolgte Hirschkuh an einer Schnur über die Bühne gezogen wurde. Hier entfaltete sich die ganze kindliche Naivetät des Publikums, indem es nicht mehr auf die Personen und die Handlung achtete, sondern immer und immer wieder die Hirschkuh zu sehen verlangte. Da der Maler aber das Thier en profil, von rechts nach links laufend gemalt hatte, so mußte es bei seinem Hervorruf rückwärts auf der Bühne erscheinen, wobei es stets denjenigen Theil des Leibes präsentirte, den man beim Hochwild den „Spiegel“ zu nennen pflegt.

Das Jubelgeschrei im Auditorium nahm derartig zu, daß der Pfalzgraf es für ersprießlich hielt, seiner wiedergefundenen Genoveva seinen Mantel umzuwerfen und den Befehl an das Gefolge zu richten, nach der Burg aufzubrechen, worauf dann der Vorhang unter dem Ruf: „Es lebe Genoveva von Brabant!“ schleunigst fiel.

Was die männlichen Mitglieder der Truppe betraf, so machten sie sämmtlich den Eindruck, als hätte jeder von ihnen soeben, wie die Genossen des „Zettel“ im „Sommernachtstraum“ sein Handwerk verlassen, um Komödie zu spielen. Bei scharfer Beobachtung konnte man leicht entdecken, daß die stereotypen kurzen Handbewegungen des „Pfalzgrafen“ von der langjährigen Führung des Hobels abzuleiten waren, während der Darsteller des „Drago“ durch das ruckweise Ausbreiten der Arme auf den ehemaligen Schuster schließen ließ. —

(Fortsetzung folgt.)

# Der Hund.

Humoreske von E. R. Liebscher.



Fritz Lehmann ist praktischer Zahnarzt. Nachdem er einige Zeit der Assistent eines berühmten Kollegen gewesen, machte er sich selbstständig: er ließ sich nieder.

Fritz miethete eine Wohnung in der ersten Etage eines ansehnlichen Hauses, kaufte die nöthigen Möbel, Instrumente und Apparate — auf Abschlagzahlung und ließ am Hause zwei große Schilder anbringen, welche seinen Stand und Namen weithin leuchtend verkündeten.

Bald saß Fritz also in einem elegant möblirten Wartezimmer und wartete auf Patienten, aber Niemand kam. Dadurch fühlte er sich natürlich höchst unglücklich und in einer trostlosen Verlassenheit. Um nicht ganz einsam zu sein, engagirte er eine Wirthin, welche ihm empfohlen war: Frau Klara Meisel, eine Wittwe in gesetztem Alter, sollte etwas Hausgeräth besitzen keinen Anhang haben und in ihren Gehaltsansprüchen höchst bescheiden sein. Auch hatte sie früher schon einem jüngeren Kollegen den Haushalt geführt, so daß er sich vor ihr nicht zu geniren brauchte, wenn keine Patienten kämen.

Als Frau Meisel bei Fritz Lehmann einzog, zeigte es sich, daß ihr Hausgeräth aus einer Nähmaschine bestand, sowie ein Bettgestell nebst Betten. Fritz hatte sich aber gerade auf ihre Kochtöpfe gefreut, die ihm zu Fleischtöpfen Egyptens werden sollten. Damit war es nun also nichts. Er mußte eine Wirthschaftseinrichtung kaufen. Aber nun befand sich Fritz wie im Paradiese: Er hatte einen guten bürgerlichen Mittagstisch im Hause und brauchte eigentlich garnicht mehr auszugehen, nicht einmal um zu essen. Er konnte sich ganz seinen lieben Patienten widmen . . . Leider kamen dieselben noch immer nicht . . .

Außer der Frau Meisel waren einige summende Fliegen die einzigen Lebewesen, welche in der Wohnung des jungen Zahnarztes bemerkt wurden.

In dieser Einsamkeit ertönte eines Tages die Korridorglocke. Erst glaubte sich Fritz verhört zu haben, aber es war keine Täuschung möglich bei der Grabesstille, die bei ihm herrschte. Frau Meisel ging, um zu öffnen; also wirklich ein Patient! dachte Fritz, indem er seinen Anzug, Schlips und seine Haare vor dem Spiegel in Ordnung brachte und mit den Instrumenten zu klappern begann: Klappern gehört zur Kunst.

Da trat Frau Meisel ein und überreichte einen Brief. Also der Briefträger war es gewesen! Vernichtet sank Fritz in seinen Operationsstuhl, den er schon zurecht gerückt hatte. Da fiel sein Blick wieder auf den Brief. Sollte Jemand brieflich seine Kunst in Anspruch nehmen wollen? Ein Blick auf die Handschrift der Adresse und auf den Poststempel überzeugte Fritz Lehmann sofort, daß der Brief von seinem Onkel kam. Der gute Onkel! Er unterstützte den lieben Neffen so wacker mit Geld. Er hatte es ihm überhaupt ermöglicht, diese elegante Wohnung beziehen zu können. Der Goldonkel schrieb:

„Lieber Neffe, Du wirst ihn nun wohl schon haben, denn er ist bereits einige Tage unterwegs. Ich weiß, daß Du Dich über ihn freuen wirst; es ist ein Prachtkerl! Dieselbe Race, wie Bismarcks Reichshund, nur nicht so bissig. Du mußt ihm öfter zu saufen geben. Diese Thiere brauchen viel Wasser. Die Ohren habe ich ihm noch nicht verschneiden lassen, das kannst Du thun. Zu dem Schwanz würde ich Dir nicht rathen. Solch Thier sieht dann immer verstümmelt aus! Du wirst Deine Freude mit ihm haben, wenn er erst ausgewachsen ist. Jetzt ist er noch jung. Nachbar Schmidt wollte ihn eigentlich haben, aber ich wollte Dir doch die Freude gönnen. Bei uns steht alles wohl. Die Kartoffelernte scheint recht gut auszufallen. Aber die Leute sind knapp. Sie wollen einen Silbergroschen für den Zentner haben. Früher haben sie für acht Pfennige den Zentner ausgenommen. Meine Frau und Hannchen grüßen Dich. Ebenso Dein treuer Onkel.

p. s Wenn wir schlachten, schicken wir Dir Wurst.“

Noch bevor Fritz Lehmann den Inhalt dieses Briefes recht erwogen hatte, klingelte es wieder. Es war ein Rollkutscher. Frau Meisel ließ ihn ins Wartezimmer eintreten:

„Sie haben einen Hund!“ begann der Rollkutscher in reinstem berliner Jargon, während er seine Zigarre aus einem Mundwinkel in den andern wälzte und unter einem Bündel zerknitterter Frachtbriefe nach dem richtigen suchte

„Jck brauch' ihm nich ruf zu dragen, wenn Sie keen Dringjeld jeben. Jck habe ihm blos vor Jhre Dühre abzuladen. Die Fracht is bezahlt.“

„Bringen Sie ihn nur her, ich werde Ihnen ein Trinkgeld geben.“

„Schöneken!“

Damit verschwand der Rollkutscher, der einen starken Branntweingeruch in dem nobeln Wartezimmer verbreitet hatte. Fritz

studirte unterdeß den fettigen, beschmierten Frachtbrief, der auf der Plüschdecke lag. Was mache ich nur mit dem Unglücksköter? Diese Frage legte sich der Zahnarzt gerade vor, als der Rollkutscher wieder Trinkgeld heischend ins Zimmer trat. Er erhielt seinen Obolus, der ihm keineswegs zu genügen schien, denn er ging ohne Gruß von dannen.

„Herr Doktor, das ist ja ein Ziehhund!" erklärte Frau Meisel, die sich auf dem Korridor den Hund betrachtet hatte, welcher in seinem Holzkäfig leise winselte.

Fritz glaubte ihr Respekt vor dem Geschenk seines Onkels einflößen zu müssen und sagte deshalb: „Frau Meisel, das ist eine sehr edle Race, von der auch Bismarcks Leibhund Tyras abstammt."

Sie schien das nicht zu glauben.

„Na, jedenfalls müssen wir ihn erst aus dem Käfig herausbringen!"

Aber das war gar nicht so leicht, denn die Käfigthür war fest vernagelt. Während Frau Meisel Hammer und Zange holen ging, sah Fritz sich den Hund genauer an: Schön war er nicht. Frau Meisel hatte recht, er sah aus wie ein gewöhnlicher magerer Ziehhund. Er bestand nur aus Haut und Knochen und sah höchst unglücklich und winselnd zu seinem Herrn herauf durch die Latten seines engen Käfigs.

Endlich kam Frau Meisel. Nach vielem Bemühen gelang es den vereinten Kräften Beider, den armen Tyras — diesen Namen sollte er tragen — aus seinem Käfig zu befreien. Nun stand er auf dem Korridor, schnoberte an Fritz, darauf an Frau Meisel, schüttelte sich, gähnte, reckte sich und sah den Zahnarzt dabei immer mit seinen dummen, treuen Hundeaugen fragend an. Man konnte ihm nicht gram sein. Im Grunde war er unschuldig daran, daß der gute Onkel auf den sonderbaren Einfall gekommen war, ihn dem jungen Zahnarzt zu schenken. Fritz streichelte sein seidenweiches blaugraues Fell, was den Hund veranlaßte, schweifwedelnd an seinem Herrn hinauf zu streben.

„Er wird hungrig sein," bemerkte Frau Meisel.

Beide gingen mit Tyras in die Küche. Hier schlappte der Hund zunächst einen halben Eimer Wasser aus. Dann eine Schüssel voll Milch, die zufällig auf einem Stuhl stand; im Handumdrehn war die Milch verschwunden, noch bevor Frau Meisel es hindern konnte:

„Das waren 2 Liter!" sagte sie.

Auf dem Küchentische lag noch vom Frühstück her ein Stückchen Wurst. Fritz hielt es Tyras vor die Nase, eigentlich nur, um zu sehen, ob er Hunger habe. Im Nu hatte er es verschlungen und beinahe auch noch ein Stückchen von der Hand mit, die es ihn vorhielt.

„Ach Gott, das war ein halbes Pfund für 80 Pfennige!" sagte Frau Meisel. „Was so ein Hund auch Alles frißt!"

In der That, was der Tyras fressen konnte! Während noch Frau Meisel sich darüber wunderte, war der Hund mit einem Satz auf den Küchentisch gesprungen und verschlang soeben 1½ Pfund rohes Fleisch, welches Fritzens Mittagsklops abgeben sollte. Ein leichter Schrei, den Frau Meisel ausstieß, veranlaßte Tyras vom Tische aus treuherzig nach der Wirthin hinzublicken und dabei freundlich mit dem Schwanz zu wedeln. Leider wedelte er dabei eine Petroleumflasche, zwei leere Bierflaschen und eine Küchenlampe vom Tisch herunter. Tyras kümmerte sich nicht um das Unglück, welches er anrichtete, sondern leckte ein halbes Pfund Butter vom Teller und fraß ein Pfund Holländer Käse, Fritzens Frühstückskäse. Entsetzt faßte ihn jetzt der Zahnarzt bei den Ohren, Tyras knurrte zwar, aber er wurde vom Tisch herunter gezogen. Leider kam dabei ein Porzellanteller mit und zerbrach an der Erde. Tyras stürzte sofort an den Wassereimer und soff ihn vollends leer. Aber sein Hunger schien unersättlich und war noch lange nicht gestillt. Tyras fraß noch eine Unmenge kalter Bratkartoffeln, Brod, ein Stückchen Wurst, Fleischreste, Knochen und vieles Andere, was man kaum für genießbar gehalten hätte. Frau Meisel berechnete den Schaden, den er angerichtet und die Eßwaaren, die er verzehrt hatte, auf ungefähr 10 Mark. Ein theurer Hund! Hätte ihn doch lieber der Nachbar Müller oder Schmidt bekommen, so dachte Fritz Lehmann, denn ihm machte er keine Freude! Aber was war zu thun: er konnte doch das Geschenk seines Onkels nicht zurückweisen.

Nachdenklich ging Fritz Lehmann in sein Sprechzimmer, um sich die Hände zu waschen. Tyras folgte ihm schweifwedelnd, wobei seine Klauen auf dem Fußboden laut klappten. Da stand er vor ihm im Sprechzimmer, riß das Maul auf, streckte die Zunge heraus und zeigte Fritz seine Zähne: Tyras war der Erste, der dem jungen Zahnarzt in seinem Sprechzimmer die Zähne zeigte, aber es waren kerngesunde Zähne. So treuherzig, liebevoll sah er seinen Herrn dabei aus seinen Hundeaugen an, daß derselbe sich nicht enthalten konnte, den schönen Kopf des Hundes zu streicheln. Sofort wedelte Tyras heftig mit dem Schwanze und wedelte dabei einige zahnärztliche Instrumente und ein paar Fläschchen von einem kleinen Tischchen herunter, welches hinter ihm stand. Er wollte dem Herrn seine Liebe zeigen und richtete dabei Unglück an. Fritz brachte das Tischchen wieder in Ordnung und goß Wasser in die Waschschüssel, um sich die Hände zu waschen. Sofort sprang Tyras mit den Vorderpfoten auf den Rand des Waschtisches und leckte das Wasser aus der Schüssel heraus. Das Thier brauchte wirklich viel Wasser. Während Fritz sich wusch, war Tyras wieder in die Küche gelaufen und muß dort neues Unheil angerichtet haben, denn Frau Meisel kam mit einem Schrubber bewaffnet hinter dem nur widerwillig retirirenden Tyras zu Fritz ins Sprechzimmer.

„Herr Doktor, den Köter können Sie nicht behalten, oder ich ziehe, wenn er bleibt!"

„Was hat er denn wieder . . ."

„Ich ziehe von Ihnen fort, wenn Sie den Hund behalten."

„Aber Frau Meisel, er ist ein Geschenk meines Onkels, der mir damit eine Freude hat machen wollen. Wo soll ich denn den Köter lassen. Ich muß ihn doch nun einmal behalten!"

Tyras hatte unterdessen im Zimmer herumgeschnobert, er kümmerte sich nicht um das Gespräch, welches der Zahnarzt mit seiner Wirthin führte, sondern ging an den Thürpfosten, beschnoberte ihn gründlich und betrug sich dort derartig, daß Frau Meisel ihm mit dem Schrubber, den sie in der Hand hielt, einen kräftigen Schlag auf den Rücken versetzte. Da ereignete sich etwas Entsetzliches: Tyras sprang wüthend auf die Wirthin los, seine Vorderpfoten lagen auf ihren Schultern, er schnappte nach ihrer Nase. Frau Meisel schrie aus Leibeskräften und wäre von der Wucht des Anpralls umgefallen, wenn Fritz sie nicht gehalten hätte, Fritz vertrieb auch den Hund, indem er an seinem Ohre riß. Während der Zahnarzt die schreiende Frau Meisel zu beruhigen suchte, hatte Tyras den Schrubber, welcher den Händen der entsetzten Wirthin entfallen war, zwischen die Zähne genommen und trug ihn als Siegestrophäe im Zimmer umher. Dabei fegte er natürlich ein paar Photographieständer von dem Schreibtisch herunter, stieß mehrere Stühle um und rumorte ganz mörderlich.

Endlich gelang es dem Zahnarzt Frau Meisel zu beruhigen. Sie hatte keine Wunde davongetragen, hielt sich aber doch das Taschentuch an die Wange und ging schluchzend in die Küche zurück. Nach einigen vergeblichen Bemühungen gelang es Fritz auch seinem Hunde den Schrubber aus den Zähnen zu reißen und ihn wieder zur Ordnung zu bringen. Er war wirklich nicht bösartig, denn er nahm alle Bemühungen seines Herrn spaßhaft auf und wollte spielen. Er war ja noch jung, noch gar nicht ausgewachsen, wie der Onkel schrieb. Jetzt hatte er die Größe eines mäßigen Kalbes. Wie groß sollte er denn noch werden? Und wenn er jetzt schon beißt, was darf man da für später noch Alles erwarten! Eine angenehme Perspektive, die sich dem Herrn Zahnarzt da eröffnete.

Frau Meisel hat Recht, dachte Fritz Lehmann: ich kann den Köter nicht behalten! Aber was mit ihm anfangen? Zurückschicken? Nein, nein das geht nicht. Ich würde meinen guten Onkel damit erzürnen und beleidigen, was auf keinen Fall geschehen darf. Ihn verschenken oder verkaufen! — Das Letztere reizte Fritz besonders. — Aber wenn der Onkel zum Wollmarkt wieder nach Berlin kommt und nach dem Hunde fragt . . . Auch das ging nicht!

Während Fritz noch so grübelte, ertönte die Korridorglocke. Nach einiger Zeit ging Frau Meisel öffnen und kam dann melden, daß ein Patient des Herrn Doktor harre. Bei dem freudigen Schreck, der Fritz infolge dieser Meldung ergriff, beachtete er gar nicht, daß seine Wirthin ihr Gesicht mit einem Tuche verbunden hatte. Sie warf einen wüthenden Blick auf Tyras, welcher jetzt ruhig auf dem Teppich lag, und rauschte hinaus. Ihr Blick auf den Unglücksköter lenkte Fritzens Gedanken wieder auf Tyras: er mußte hinaus! Der Zahnarzt ergriff den friedvoll daliegenden Störenfried beim Fell schleppte den heftig Widerstrebenden in sein Schlafzimmer und schloß die Thür. Nachdem er den durch dies Manöver in Unordnung gebrachten Teppich wieder zurechtgelegt hatte, öffnete Fritz Lehmann die Thür zu seinem Wartezimmer:

„Bitte!"

Ein noch junger bartloser Mensch in einer Sammetjacke machte eine tiefe, zeremoniöse Verbeugung, wobei lange Künstlerlocken über sein Gesicht fielen. Als er wieder aufgerichtet dastand, strich er sich mit anmuthiger Gebärde die Haare ins Genick und betastete seinen Cavalier-Shlips. Dann stellte er das rechte Bein vor, legte die rechte Hand aufs Herz und hielt an Fritz eine Ansprache, welche er mit Gesten der linken Hand begleitete: „Ein armer, unverschuldet ins tiefste Elend gerathener Künstler, welcher von ihrem Edelmuthe gehört hat, erlaubt sich, Sie zu bitten, ihm" . . .

„Soll ich ihnen einen Zahn ziehen?"

„Nein, aber mir etwas zum Beißen geben! Ich hungere seit acht Tagen!"

Der Arme! Er sah in der That schon halb verhungert aus. Die letzten Worte hatte er nicht mehr so pathetisch gesprochen, wie die Anrede; seine Arme sanken am Körper hernieder, die Haare fielen ihm wieder ins Gesicht. Er sah erbarmungswürdig aus.

„Ist Ihnen mit 2 Mark geholfen?"

„O!"

„Mehr kann ich nicht entbehren! Bitte sehr!"

„Tausend Dank, Sie edler Menschenfreund!" . . . begann er wieder deklamirend und gestikulirend. Er hatte wieder Position genommen.

„Bitte, bitte, gehen Sie, kaufen Sie Sich etwas zum Beißen! Ich kann Ihnen leider nichts geben. Mein Hund hat mir schon alles Genießbare weggefressen!"

Fritz gab dem Musensohn das Geleit bis zur Thür, wo er sich unter vielen Bücklingen und Dankbarkeitsbetheuerungen verabschiedete.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.